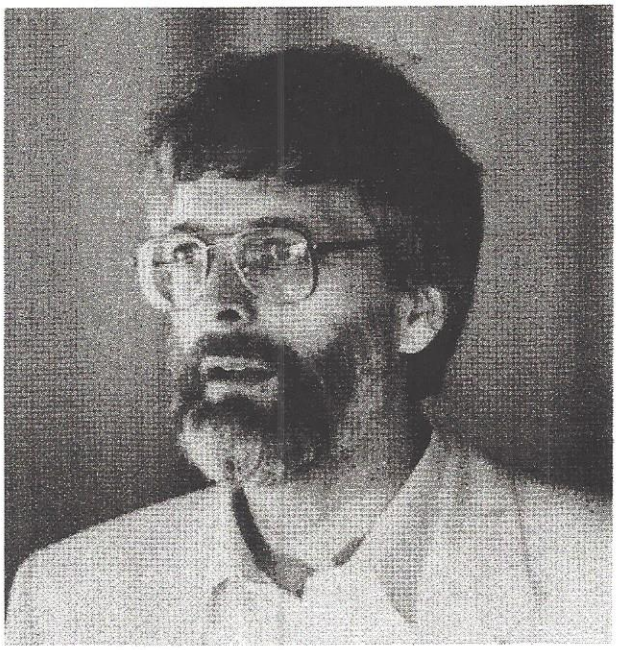
Der Mensch verlässt seine Heimat, um eine neue zu finden

Ueli Seiler, Lehrer und Mitglied der Leitung der Bildungsstätte Schlössli Ins *

«Das Heim – eine Heimat?» An der Jahresversammlung 1985 des VSA in Chur stand diese Frage im Zentrum einer Vortragsreihe, die dem Heim und der Zukunft des Heims gewidmet war. Nach dem Eröffnungsvortrag des Zürcher Architekten Roland Leu («Haus, Heim, Heimat als Thema der Architektur»), der als Ersatz für einen verunfallten Kollegen hatte einspringen müssen, aber alles andere als bloss ein Lückenbüsser war, kam Ueli Seiler, Sohn des Gründerehepaars und Mitglied der Leitung der Anthroposophischen Bildungsstätte «Schlössli» in Ins, zu Wort, dessen originelle Gedankengänge die Hörer im Tagungszentrum «Titthof» stark beeindruckten. Die Tagung wurde von Hans Krüsi, Rothenbrunnen, souverän geleitet.



Wichtige Vorbemerkung

Dieser Text wurde etwa drei Monate vor der VSA-Jahresversammlung 1985 in Chur niedergeschrieben. Beim nachträglichen Lesen meines Manuskriptes war ich nicht mehr so sicher, ob diese Art, Ihnen über meine Heimat im Heim zu berichten, richtig ist. Meine Aussagen sind oft sehr pointiert, thesenartig und wenig begründet. Ich erzähle Ihnen kaum von Schwierigkeiten und Grenzen im Heim im Bezug auf Heimat. Über zwanzig Jahre Heimerfahrung haben mich offensichtlich nicht resignierter gemacht, sondern bei mir bricht immer wieder der fast grenzenlose Optimismus und Idealismus durch. Ich spreche nicht von unseren Schwierigkeiten, weil sie für mich selbstverständlich dazugehören. Stattdessen möchte ich Ihnen allen Mut machen, denn Ideale können zwar nicht verwirklicht werden, mobilisieren jedoch fantastische Kräfte, die uns aus unserem Natur- oder Gesellschaftszustand, wie es uns Pestalozzi zeigte, immer wieder in einen sittlichen Zustand versetzen können. Und ich erfahre seit über zwanzig Jahren, dass Ideale wirklich Berge versetzen können! Ich bitte Euch auch um Nachsicht, wenn meine Darstellungen über unsere Bildungsstätte oft etwas überheblich tönen – als hätten wir das Ei des Kolumbus gefunden, als wäre unsere Arbeit nicht auch fragwürdig.

Unsere Arbeit ist Stückwerk, bleibt Fragment und hat seine Schattenseiten. Wir fühlen uns verbunden und solidarisch mit all denjenigen, die aus ihrem Selbstverständnis heraus engagierte soziale Arbeit tun.

Flüchtlinge verlassen ihre Heimat

Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert der Vertriebenen: Flüchtlingsströme – verursacht durch Kriege, Repression und Hunger – wälzen sich, ein Flussbett suchend, über die Erde. Die alte Heimat verlassend, suchen sie nach einer neuen.

So auch all die Kinder und Jugendlichen, die Behinderten, die Gebrechlichen, die Alten, die ihre Familie verlassen wollen oder müssen. Sie suchen eine neue Heimat in unseren Heimen. Werden sie sie bei uns finden? Oder werden sie, all die Flüchtlinge, weiterwandern müssen, immer wieder aufbrechen müssen, die Sehnsucht im Herzen und in den Augen, das gelobte Land, wo Milch und Honig fliessen, das himmlische Jerusalem, das neue Paradies finden zu können? Werden wir Platz haben, oder ist unser Boot voll? Und wenn wir ein Bett anzubieten haben, ist für diese Flüchtlinge auch in unserem Herzen Platz?

Zwischen Urangst und Urvertrauen

Das Neugeborene hat eben seine Heimat verlassen. Innerlich und äusserlich gedrängt, wollte und musste es der sicheren Hülle der Gebärmutter entfliehen, um eine neue Heimat zu finden. Mit heftigsten Schmerzen von Mutter und Kind musste der enge Geburts-Kanal überwunden werden. Sind wir heutige Menschen nicht samt und sonders in einem solch engen Geburtskanal? Werden gepresst und hinausgestossen aus unserer angestammten Heimat alter Gewohnheiten und des rational-mentalen Bewusstseins?

* Vortrag gehalten in Chur am 22. Mai 1985.

Und leben wir nicht alle in dieser Urangst, etwas zu verlieren und das Neue nicht zu finden? Haben wir aber zugleich nicht auch das Urvertrauen, dass es eine neue uns schützende Welt gibt, ein neues Bewusstsein auftaucht? Und welcher Mensch sehnt sich nicht zurück in den Mutterschoss, ins verlorene Paradies? Oder noch weiter zurück in eine vorembryonale himmlische Heimat?

Heimat bedeutet Gebärmutter

Die neue Heimat des Kleinkindes ist nun die nährende Mutterbrust, die zärtlichen Blicke, die streichelnde Hand, die in den Schlaf singende Stimme, später der Rockzipfel der Mutter. Und ist diese Nähe der Mutter nicht genauso Gebärmutter, Uterus zu nennen? Werden wir als Menschen nicht auch in diesem Leben immer wieder geboren? Wenn diese Frage mit Ja beantwortet wird, so bedürfen wir Menschen immer wieder dieser mütterlichen Hüllen, dieser intra-uterinen Räume, worin wir aufs neue Heimat und Heim finden. So lebt das Vorschulkind in Rockzipfelnähe der Mutter und wird genährt durch Milch und Brot, durch Mutter- und Vaterworte, lernt dadurch, sich aufzurichten, zu gehen, zu sprechen, zu denken. Es lebt in dieser wunderbaren Hülle der magischen Spielwelt. Und magisch ahmt es die Menschen und die Natur nach.

Und wieder drängt dieses Kind zu neuer Geburt: Zahnwechsel und Lernbegierde sind Zeichen der Geburtswehen. Es will in die Schule in eine neue Hülle. Findet es hier seine neue Heimat? Findet es den Lehrer, der ihm diese neue seelische Hülle zu geben vermag, in der es neu all das Wollen, das Fühlen, das Denken in dieser seelischen Gebärmutter entwickeln kann? Ist der Lehrer ihm Plazenta genug, die ihm all die Geheimnisse der Märchen, der Menschheitsgeschichte, die Rätsel der Natur nicht entmythologisiert, sondern einfach vermittelt? Oh, wie glücklich ein Kind, das diese mythisch-seelische Hülle des geliebten Lehrers verspürt und aus seinem Munde, aus seinen Augen, aus seinem Willen, seinem Herzen und Denken all das saugt, was es braucht, um seinen seelischen Leib aufbauen zu können!

Dann wieder die Zeichen der Geburtswehen in der Pubertät: Wieder muss der Jugendliche durch diesen engen Geburtskanal, muss sich lösen können von dem, was ihm lieb war, was er aber jetzt abstossen muss. Er sucht nach einer neuen Heimat. Findet er sie in den Idealen und Beispielen grosser Menschen? Oder muss er billigerweise sie in den Film- und Musikidolen, in den Suchtmitteln, im Konsumismus einer hohlen Welt süchtig suchen und niemals finden? Oder wird der Jugendliche seinen selbstgewählten Meister, sei er nun Lehrmeister, Lehrer einer Berufs- oder Mittelschule, finden, der ihn in seinem Innersten erkennt, ihn zu seiner Identität führt?

Nun ist es eben dieser Meister, der ihm diese Hülle, diesen intra-uterinen Raum vermittelt, wo dann der Jugendliche sich identifizieren kann mit all seinen Möglichkeiten und Schwierigkeiten. Er soll ahnen lernen, was sein Lebensmotiv ist, was seine Lebensaufgabe. Und es bedarf in dieser Zeit des dritten Jahrsiebts nichts Wichtigeres, als dass der Jugendliche sich selbst findet. Am Ende dieser Identitäts-Embryonalzeit vollzieht sich die Geburt des Ich.

Doch auch als Erwachsene bedürfen wir weiterhin solcher Hüllen und solcher neuer Geburten: Das Eintauchen in eine Aufgabe, das Sich-Lösen davon und wieder erneute ergreifen, sind solche embryonale Phasen. Und ist nicht jede Lebenskrise ein solch existentielles Vorstossen durch einen engen Geburtskanal in eine neue Wirklichkeit, die wiederum neue Hüllen zu geben vermag? Und ist schlussendlich der Tod nicht ein Sich-Herauslösen aus unserer irdischen Welt in eine geistige? Geht der Mensch nicht im Tode durch diesen Geburtskanal in eine neue Heimat?

Müssen wir in den Heimen als Begleiter der Kinder und Jugendlichen, der Behinderten, der Alten ihnen nicht nährende Plazenta sein? Ist unser Heim Gebärmutter genug, worin sich der Mensch kraftvoll entwickeln kann? Und bedeutet Heimat nicht geradezu auch Gebärmutter? Also ein Ort, wo ich beschützt, genährt werde, wo ich den Herzschlag der Mutter höre, wo ich aber nur eine beschränkte Dauer lebe und zur rechten Zeit in neue Welten hinausgeboren werde? Wagen wir die Analogie Heimat, Gebärmutter, Heim? Und ist diese Analogie nicht auch Zeichen einer neuen Mutterkultur? Nachdem unsere mental-rationale Vaterzivilisation so eigentlich abgewirtschaftet hat, braucht es in unserer Wendezeit wiederum den existentiellen Einbezug des Mütterlichen, gerade auch in unseren Heimen. Und ist dies nicht die Chance des Heimes, des Heimes der Zukunft?

Das Heim als soziales Kunstwerk

Wie kann nun das Heim zur Heimat werden? Das Heim muss wiederum zur Lebensgemeinschaft werden, worin der *Mensch* die Hülle, das heimatliche Gefühl gibt. Die Menschen, die in unsere Heime kommen, sie suchen in erster Linie Menschen. Die Institution macht ihnen Angst. Brechen wir alles ab, was Institution ist in unseren Heimen, um auf den Ruinen ein soziales Kunstwerk aufbauen zu können! Früher baute man Kathedralen als religiöse Zentren einer gesellschaftlichen Sozialordnung. Heute könnten unsere Heime zu Kathedralen einer sozialen Kunst werden. Wir in den Heimen könnten beispielhaft zeigen, wie wir als Menschen miteinander umgehen. Die soziale Kunst kann nirgends so gut gelebt werden, wie in einer Gemeinschaft, in der das Soziale die existenzielle Grundlage einer Aufgabe am Mitmenschen ist. Also seien wir in unseren Heimen Bauhüttenleute, Steinmetzen eines sozialen Kunstwerkes! So können unsere Heime zu Kathedralen werden, wo an der Sinnfrage des Menschen gemeisselt wird. Denn eine Kathedrale ist nie fertig, an ihr baut man immer weiter, der Sandstein muss ständig erneuert werden.

Wir im Schlössli bauen auch seit unserer Gründung im Jahre 1953 nicht nur an unserem äusseren Bau, sondern auch an unserer sozialen Gestalt: Unsere Gemeinschaft beherbergt 150 Kinder und Jugendliche und 80 Mitarbeiter in Kindergarten, Heimschule (1. – 9. Klasse), Diplommittelschule (10. – 12. Klasse), Orientierungsjahr (Schule für Erwachsene, die sich geistig umorientieren wollen), Heimpädagogisches Seminar (dreijährige Ausbildung zum Erzieher), Bauhütte (Handwerkergemeinschaft), bio-dynamisch geführte Landwirtschaft, Kunstateliers.

Die Schule wurde ursprünglich vom Gründerehepaar, meinen Eltern, geleitet. Bei ihrem Rücktritt anfangs der siebziger Jahre wurden die Liegenschaften und der Betrieb der Schule beiden Söhnen übertragen. Ich selber übernahm die Heimleitung. Seit dieser Zeit schenkten wir den

Liegenschaftsbesitz einer Stiftung und übertrugen den Betrieb einem Schulverein. Mehr und mehr schaffte ich mich selbst als Heimleiter ab. Die Führung unserer Bildungsstätte liegt heute in einer Gruppe 20 leitender Mitarbeiter. Sie sind die einzigen Mitglieder des Vereins Schlössli Ins, bei dem wir Mitarbeiter alle angestellt sind. Die Leitungskonferenz ist somit verantwortlich für das Ideelle, Organisatorische, Finanzielle, Rechtliche, für Anstellungen und allenfalls Kündigungen. Für sämtliche Entscheide braucht es die Zustimmung aller Anwesenden. Es gibt keine Heimkommission über dieser Konferenz. Die Autonomie dieses Gremiums ist also gewährleistet. Neue Mitglieder dieser Konferenz sind langjährige Mitarbeiter, die Leitungsaufgaben suchen. Obwohl sämtliche Kompetenzen bei diesem Gremium liegen, werden die Entscheidungen mehr und mehr in die verantwortlichen Gruppen der Bildungsstätten delegiert. So gibt es für jedes Haus, für die Landwirtschaft, für die Lehrer, für die Bauhüttenleute usw. Konferenzen, in denen die jeweilige Arbeit selber verantwortet wird. Grundsätzlich ist jeder Mitarbeiter für die Arbeit, die er tut, selber verantwortlich. Übergeordnete Probleme müssen gemeinsam besprochen werden. Es ist interessant, dass in unserer Leitungskonferenz schon fast die Hälfte unserer gemeinsamen Zeit – wir kommen jeden Freitagabend zusammen und mehrmals im Jahr einige Tage ausserhalb vom Heim in einer Klausur – für Fragen reserviert wird, die nicht Problemlösungen unserer Bildungsstätte betreffen. In dieser freien Zeit wollen wir leitenden Mitarbeiter uns gegenseitig besser kennenlernen; wir singen miteinader, erzählen uns spontan von unserem persönlichen Kummer oder unserer gegenwärtigen Freude, verbringen einen ganzen Abend mit dem Anhören einer Autobiographie eines Mitarbeiters oder berichten einander, was für eine Beziehung wir zueinander haben usw.
So entsteht wiederum gerade auch unter den Mitarbeitern das Gefühl des gegenseitigen Tragens und Getragen-Werdens, es entsteht Heimat. Und dies spüren auch unsere Kinder und Jugendlichen. Aber es wirkt sich auch auf das Finanzielle aus: Unsere Mitarbeiter sind bereit, mit geringem Gehalt zu arbeiten. Dabei kennen wir seit über zehn Jahren das Einheitsgehalt; das heisst, dass alle Mitarbeiter, seien sie nun Erzieher, Lehrer, Landwirte, im Büro, in der Hauswirtschaft oder auf dem Bau tätig, das gleiche Grundgehalt bekommen. Dies liegt brutto seit Jahren bei 1600 Franken. Dazu kommen Kinder- oder Familienzulagen oder Abzüge bei Kost und Unterbringung im Heim. Diese Solidarität unter den Mitarbeitern, dass alle etwa gleichviel oder eben gleichwenig brauchen, um ihre Grundbedürfnisse zu decken, ob sie nun intellektuelle, künstlerische oder handwerkliche Arbeit verrichten, gibt wiederum die Sicherheit, dass wir jegliche Arbeit gleichwertig schätzen, wenn sie nur verantwortungsvoll und qualifiziert getan wird. Und es entsteht in uns die Frage, ob Sozialarbeit, überhaupt jegliche Arbeit, bezahlt werden kann? Ist eine geistige Leistung überhaupt mit Geld zu kaufen? Ist das Gehalt nicht unabhängig davon dazu da, die Grundbedürfnisse des Menschen zu decken? Arbeiten wir in der Sozialarbeit überhaupt aus der Motivation heraus, Geld zu verdienen? Dies sind interessante Fragen, an denen unsere Bildungsstätte seit Jahren arbeitet. Sie sind Teil unseres sozialen Kunstwerkes, unserer sozialen Kathedrale! Und haben die Steinmetzen im Mittelalter nicht auch für Gotteslohn gearbeitet, das heisst schon nur durch die Möglichkeit, an einem göttlichen Kunstwerk bauen zu dürfen, ihre geistige Befriedigung gefunden? Also seien wir wieder Steinmetzen unserer sozialen Arbeit!

Heimat entsteht dort, wo ich mitgestalten kann

Doch auch der äussere Bau, unsere Liegenschaften, sollten so sein, dass an ihnen ständig gebaut wird. Schlüsselfertige Häuser sind unmenschlich, unorganisch und tot. Sie können nur noch abgebaut werden. So wie unser Leib jeden Tag auf- und abgebaut wird, so sollten wir unsere Häuser und Wohnungen verändern können.

Wir im Schlössli bauen seit der Gründung unserer Bildungsstätte an unseren Höfen. Dazu haben wir eine Gruppe Mitarbeiter, die als Handwerker ständig bauen, renovieren und reparieren. Ihnen zur Seite können unsere Schüler, aber auch wir Mitarbeiter, immer wieder mithelfen. So sieht man Schüler, die Mörtel mischen, Backsteine tragen, hoch auf dem Dach Ziegel reichen usw. Da wir aus finanziellen Gründen und wegen der beschränkten Anzahl von Mitarbeitern nur langsam bauen können, so ist bei uns immer eine Baustelle. Viel Unfertiges und Unordentliches sieht man bei uns. Alles ist ständig im Werden oder auch im Vergehen. Es lebt eben. Im Geiste sehen wir an unseren Häusern Baulücken. Wir haben Hunderte von Ideen in unseren Köpfen, was wir aus unseren Häusern noch bauen könnten. Doch ist dieses Lückenhafte nicht menschlicher als das Perfektionierte? Hier kann ein Mensch noch in diese Lücke hineinwachsen, kann mitgestalten. Und wie viele unserer ehemaligen Schüler kommen nach Jahren zurück, um stolz zu zeigen, wo sie an unseren Häusern mitgebaut haben! Dieses Mitbauen bewirkt Heimatgefühl.

Heimatgefühl entsteht dort, wo ich mich mit der Umgebung verbinden kann. Und ich kann mich verbinden, wenn ich meinen Umraum auch mitgestalten kann. Unsere Zimmer sind so beschaffen, dass in die Wände auch Nägel eingeschlagen werden können, dass darin Hütten aus Stoff gebaut werden. Und wie oft erlebte ich das Bedürfnis von kleinen Kindern bis zu Jugendlichen, ihre Betten vollständig mit Tüchern zu umschliessen, um hier ihren persönlichen Raum zu finden! Oder: Um unsere Häuser herum ist Platz genug, um Baum-, Boden- oder Erdhütten zu bauen. Sind diese selbstgebauten Räume nicht wiederum solche Mutterhüllen, in denen der Mensch Heimat findet? Und es ist erstaunlich, wie diese Hütten, kaum sind sie gebaut, wieder verlassen werden und aber gleich darauf wiederum neue entstehen.

Heimat finde ich auch dort, wo ich Verantwortung übernehmen kann. So haben wir viele Kleintiere, die versorgt werden können. Kinder und Jugendliche, die es oft schwer haben, Beziehungen zu Menschen aufzubauen, finden sie zum Beispiel zunächst bei einem Milchschaf. Diese Beziehung ist weniger kompliziert. Das Kind spürt beim Füttern, dass das Tier auf es angewiesen ist, dass es das Kind ruft und willkommen heisst. Und fühle ich mich nicht auch dort zuhause, wo ich gebraucht werde? So helfen unsere Kinder und Jugendliche auch in unserer biodynamisch geführten Landwirtschaft. Hier entsteht die Beziehung zur Pflanze, wenn im Frühling der Sellerie gesetzt wird, im Sommer er begossen und gejätet wird, im Herbst geerntet und im Winter beim Mittagessen gegessen wird.

Heimat im Zeitlichen

Heimat entsteht nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit. Darum ist das Erlebnis der Jahreszeiten wichtig. So

werden die Jahreszeiten durch Feste erhöht: Tag- und Nachtgleiche im Frühling, nach dem Frühlingsvollmond das Osterfest, an Mitsommer das Johannifeuer mit vorhergehendem Fackeltanz, im Herbst das Michaelifest mit sportlichen Wettkämpfen, in der Adventszeit das Adventsgärtlein, wo jeder das innere Licht sucht und findet, an Weihnachten das Oberufener-Christgeburtsspiel und im Februar dann das Austoben im Fasnachtstreiben. So gibt es eine Ordnung in der Zeit. Gestaltete Zeit gibt wiederum heimatliche Geborgenheit. Und so wird nicht nur das Jahr gestaltet, sondern auch die Wochen und Tage: Jeden Morgen beginnt unser Arbeits- und Schultag mit einer Morgenfeier. So strömen die Kinder und Mitarbeiter aus den verschiedenen Höfen zusammen, um im Kreise zu stehen, um dabei zum Beispiel ein Geburtstagskind zu beklatschen, organisatorische Mitteilungen zu hören, um gemeinsam Lieder zu singen und eine Geschichte zu hören. Diese tägliche Morgenfeier lässt uns wiederum die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft spüren.

Heimat entsteht dort, wo der Mensch das Mass aller Dinge wird

Dann befindet sich das Kind, der Jugendliche mit seinem Lehrer in der Klasse. Auch hier wiederum erleben sie die Wärme, da viel künstlerisch gearbeitet wird, und nicht durch Selektionsdruck und Notengebung Verlassenheit und Ängste produziert werden. Oh, wie viele Kinder verlieren heute das Gefühl der Geborgenheit, wenn sie ständig kämpfen müssen, damit sie nicht durch das Selektionssieb ins Leere fallen! Durch Selektionsdruck entsteht Heimatlosigkeit. Schaffen wir darum die Selektionsschulen ab, und lassen wir Menschenschulen entstehen, in denen jedes Kind nur mit sich selber verglichen wird. Es gibt keinen exakteren Maßstab, um die Leistung eines Schülers messen zu können, als das Mass, das ein Schüler in sich selber hat. Dieses Messen an sich selber gibt dem jungen Menschen die Gewissheit, dass jede Leistung, die er vollbringt, honoriert wird, wenn er nur fleissig genug sich anstrengt und seine individuellen Möglichkeiten voll einsetzt. So entsteht also wiederum dort Heimat, wo der einzelne Mensch das Mass aller Dinge wird. Und es stellt sich sofort die Frage, ob ein solcher Jugendlicher später in einer Welt, wo ständig andere als menschliche Masse angewendet werden, sich bewähren könne? Unsere Erfahrung zeigt, dass es nichts Besseres gibt, um einen Jugendlichen für diese menschenfeindliche Welt vorzubereiten, als ihn zu lehren, auf seine eigene Kraft zu bauen. Denn alles andere baut auf dem modischen Treibsand, der ohnehin schnell vorbeirinnt und kein Fundament für die Zukunft bildet.

Heimat ist dort, wo ich esse

Ein wichtiger Teil in unseren Heimen und Spitälern ist das Essen. Haben wir uns dort nicht der modernen Koch- und Ernährungstechnik derart verschrieben, dass das menschliche Mass längst verloren ging? Wieder aus Personal- und Finanzgründen und weil wir uns die notwendige Zeit dafür nicht mehr nehmen. In zentralisierten Küchen, wo Koch und Esser einander nicht mehr kennen, ist humane Ernährung nicht mehr möglich. Hier ist unsere Esskultur zur Esstechnik degradiert worden.

Wir im Schlössli, mit 150 Kindern und Jugendlichen und 80 Mitarbeitern, haben uns vor über zehn Jahren entschlossen, dezentrale Küchen einzurichten. Jedes Haus kocht selber, hat also eigene Köche. Erzieher, Praktikanten und Schüler helfen in der Küche mit. Dadurch, dass die Anzahl der Essen überschaubar ist, können auch relative Laien, so auch Schüler, selber kochen. Und zur Esskultur gehört eben auch die Gestaltung des Essens. Vor Beginn des Essens wird gesungen, gebetet oder etwas vorgelesen. Keine Kantine, sondern Tischgemeinschaft, wo den Köchen, die mitessen, am Schluss des Essens für die gute Mahlzeit gedankt werden kann. Denn wo Dankbarkeit entsteht, dort entsteht auch Heimat.

Die Heimat erwandern

Heimat entsteht also überall dort, wo menschliche Masse angewendet werden. Die Technik hat uns Dimensionen beschert, die nicht mehr menschlich sind. Darum verlieren wir das Gefühl der Geborgenheit. Wir entfremden uns, weil wir keine Zeit mehr haben in dieser zeitsparenden Welt. Ich selbst sparte Zeit, indem ich mit dem Zug hierher nach Chur fuhr. Diese Zeitersparnis erkaufte ich mit dem Verlust der Beziehung zu den Landschaften, durch die die Fahrt ging. Dadurch verlor ich das, was mir nahe sein könnte, all die Landschaften, meine Heimat.

So verlieren wir alle unsere Heimat, indem wir mit unmenschlicher Geschwindigkeit durch unser Land rasen. Was kann man dagegen tun? Was können wir nun gerade in den Heimen tun? Dadurch, dass wir unsere Kinder und Jugendlichen intern haben, können wir dafür sorgen, dass immer wieder das menschliche Mass als Zeit- und Raummass angewendet wird. Beispiele gibt es genug: Um einer Landschaft menschlich nahe zu kommen, kann ich sie nicht schneller durchqueren als eben mit dem menschlichen Mass, also zu Fuss. Dies tat ich vor zwei Jahren, indem ich als Klassenlehrer mit meiner 10. Klasse, sechs Mädchen und sechs Burschen, und zwei Kollegen von Ins hierher nach Chur wanderte. Während diesen 21 Wandertagen und etwa sieben Ruhetagen dazwischen verteilt, haben wir nie ein Verkehrsmittel benutzt. Es wäre uns zu schnell gegangen! Diese Landschaften zwischen Ins und Chur sind uns lieb geworden, sie sind uns Heimat geworden. So erlebten wir nacheinander das gemüseanbauende Mittelland, das hügelige Emmental, das steile Brienzerrothorn, der lang sich hinziehende Hasliberg, den zauberhaften Engstlensee, den grässlich verbauten Jochpass und das touristische Engelberg, den blumenprächtigen Surenenpass, das durch die Autobahn endgültig zerstörte Urnertal, den noch von der Technik unberührten Übergang Etzlital–Chrützlipass–Sedrun, das Hinunterwandern bis Surrein, das Wiederaufsteigen über Tenigerbad in das schönste Hochtal, in die Greina, das Hinübersteigen über den Diesrut ins Luknez, wo wir Pater Flurin Meissen trafen und mit ihm Bergbauernprobleme, Alternativ-Energien und die Frage der romanischen Sprache erörterten, dann die zwei Wandertage den Rhein entlang nach Chur. Diese Gegenden bleiben uns in deutlichster Erinnerung, sie sind uns Heimat geworden. Wir haben diese Landschaften mit unserem Körper abgemessen, mit all unseren Sinnen aufgenommen. Obwohl wir dafür insgesamt einen Monat «verloren», haben wir Zeit gewonnen, weil die Zeit so intensiv war, dass uns noch heute fast jede Viertelstunde des Wanderns bewusst ist. – Übrigens wanderte ich letzten

Herbst mit derselben Klasse in Südfrankreich in der Vaucluse über den Mont Ventoux bis nach Tarascon, 250 km in zehn Tagen. Und es besteht das Projekt, mit den Schülern diesen Herbst in Italien von der Adria über den Appenin nach Tarquina bei Rom zu wandern. Dabei geht es jedesmal nicht nur um eine sportliche Leistung, sondern auch darum, Zugang zu bekommen zur Geschichte, Pflanzen- und Tierwelt, Oekologie, Meteorologie und Zivilisation dieser Gegenden. Jede dieser Wanderungen bringt uns auch menschlich näher, weil wir die Zeit und den Raum mit unserem menschlichen Mass durchschreiten.

Der Mensch hat seine Heimat im Drüben und Hier

Wir in den Heimen haben unsere Kinder, Jugendlichen, Behinderten und Alten auch über die Nacht. Wir sind also nicht nur Sorger während des Tages, sondern auch während der Nacht. Sind wir das wirklich noch? Dadurch, dass wir oft nicht mehr mit unseren Schützlingen leben, sondern Nachtwachen organisieren, können wir sie nachts nicht mehr umsorgen. Und es ist eigenartig, dass wir vergessen haben, dass die Existenz des Menschen zwischen Einschlafen und Aufwachen genauso da ist wie im wachen Zustand. Das Einschlafen ist Übergang in eine andere Welt, in eine andere Heimat. Es ist ein kleiner Tod. Eigentlich ein mystischer Tod. Früher wurde dieses Eintauchen in eine andere Welt bewusst praktiziert. Und der Einschlafende wurde begleitet von Helfern, die wach blieben, während er den mystischen Schlaf oder Tod vollzog. Sie haben dafür gesorgt, dass er heil wieder aus dieser geistigen Welt zurückkam. Und ist unser heutiger Schlaf nicht genauso ein Nachhausegehen in eine geistige Heimat, wo ich all die Kräfte finde, die ich am Tage für meine Erdenaufgabe brauche? Und begleiten wir unsere Schützlinge zum Beispiel mit Musik in den Schlaf, oder mit einem Gespräch? Wachen wir Erzieher und Hauseltern auch während unseres Schlafens über das Wohl unserer Schlafenden? Nehmen wir dieses Schlafen ernst genug?

So verlässt also der Mensch beim Einschlafen seinen Leib, seine irdische Heimat, um in eine geistige einzutauchen. Am Morgen wiederum verlässt er die Schlafwelt, um seinen Leib erneut zu ergreifen.

Heimat finden wir in den Herzen derer, die lieben

Der Philosoph Jean Gebser, er lebte von 1905–1973, selbst ein Flüchtling und Weltenwanderer durch Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich und schlussendlich die Schweiz, zeigte uns, wie der Mensch, aus dem archaischen Paradies vertrieben, das magische und mythische Bewusstsein durchschritt und im heutigen rationalen Bewusstsein angekommen ist. Aber auch dieses rationale, nur die räumliche und dingliche Welt anerkennende Bewusstsein ist heute den Menschen nicht mehr Heimat. Es zerstört uns die geistige und irdische Lebensgrundlage. Die heutige In- und Umweltkrise fordert ein neues Bewusstsein, worin wir Heimat und Identität finden. Wir müssen also unsere altgewohnten materialistischen Denkweisen verlassen und es wagen, neue Ideen in uns aufzunehmen. Jean Gebser zeigt uns Wege ins neue, ganzheitliche, integrale Bewusstsein.

Anstelle einer Ausführung dessen, was Jean Gebser mit diesem neuen Bewusstsein meint – es ist übrigens in seinem Gesamtwerk im Novalis-Verlag, Schaffhausen, eingehend beschrieben –, möchte ich Euch am Schluss dieses Vortrags ein Gebser-Gedicht mitgeben.

Er zeigt darin, wie der Mensch seine Heimat im Hier und Drüben hat. Der Mensch als Flüchtling, Pilger und Weltenwanderer ist auf ständiger Heimatsuche. Und doch braucht er eine Stätte, wo er bleiben kann, wo die Urangst dem Urvertrauen weicht, und das ist dort, so sagt er, wo es Herzen gibt, die lieben. Hier also die philosophische und dichterische Antwort auf die Frage, wo wir und wie wir Heimat finden:

Wo wohl wohnen wir,
wo ist uns Heimat?
Auch im Drüben; und Hier,
irgend an einer Statt

des Himmels, der Erde:
das ist Vorübergang,
nicht ohne Beschwerde
und voller Abendklang.

Wirkliches Wohnen ist nur
im Herzen derer, die lieben;
dort ist die goldene Spur
heimatlich unvertrieben.

Jean Gebser (1905–1973)

Meine Hoffnung geht dahin, dass wir in unseren Heimen genügend Herzen haben, die lieben, worin unsere flüchtigen Menschen eine heimatlich unvertriebene Stätte finden.